Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt

Band: 49 (1959)

Artikel: Die Aufklärung als Botin der Freiheit : St. Gallische Denker aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947543

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Prof. Dr. Georg Thürer

Die Aufklärung als Botin der Freiheit

St. Gallische Denker aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

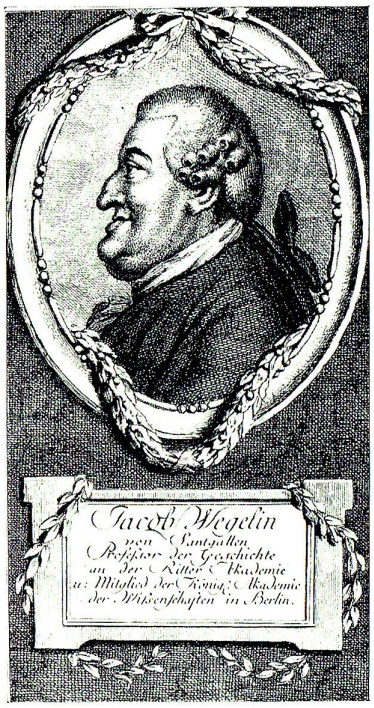
Die Aufklärung, welche dem Menschengeschlecht des 18. Jahrhunderts das Licht der Vernunft über alles erhob, kam weder über Nacht noch aus dem Nichts. Die Renaissance mit ihrer Freude am Diesseits und an seiner Erforschung war ihre Mutter, die Antike ihre Ahnin. In Frankreich war nun die Renaissance beinahe unmittelbar in die Klassik übergegangen. Descartes schliff den französischen Geist, die Akademie des Einheitsstaates läuterte die Sprache zur Klarheit, Wörterbücher grenzten die Begriffe voneinander ab, und mit diesem Rüstzeug in Gedanke und Wort wurde Frankreich, dessen Sprache seit dem Westfälischen Frieden das Latein verdrängt hatte, zur geistigen Vormacht des Festlandes. Es machte auch die englischen Lehren von Locke und Hume über Staat und Gesellschaft sowie die Erkenntnisse der britischen Naturforscher dem übrigen Europa mundgerecht. Der Aufklärer traute seiner menschlichen Vernunft (ratio) mehr als der göttlichen Offenbarung. Der Rationalismus erklärte ihm die Geschichte als steten Aufstieg aus dem Dunkel eines in unbeweisbaren Vorstellungen befangenen Glaubens in die freie Sicht der Gegenwart und auf gerader Fortschrittsbahn in die Glückseligkeit künftiger Tage. Sein Optimismus fußte in der Ueberzeugung, daß es genüge, das Gute und das Böse im Lichte der Vernunft zu scheiden, um dem Bessern zum Durchbruch zu verhelfen. Es gelte nur die Augenbinden und Fesseln abzustreifen, und schon öffne die Freiheit den Weg ins Glück. Oft trat dabei die Moral an die Stelle der Religion. Viele Aufklärer lehnten die christliche Heilsbotschaft ab, weil manche Vorstellungen der Bibel, z. B. die Wunder oder die Schöpfungsgeschichte, dem kritischen Rationalismus, aber auch den damals aufstrebenden Naturwissenschaften widersprachen, welche in ihrem Empirismus allem mißtrauten, was sich nicht durch Erfahrung, womöglich in Experimenten, beweisen ließ.

Zeigt die Aufklärung nun überall dort ihre Schranke, wo die Vernunft allein sich als unzulänglich erweist, z. B. in Religion, Psychologie und Kunst, die tief im Irrationalen gründen, so erwies sich die neue Haltung von Mensch zu Mensch als wahrer Segen des Zusammenlebens. Wo die nicht selten ohne Liebe gepredigte Lehre von der Erbsünde allzu viele Menschen gelähmt hatte, traute man sich nun Recht und Kraft zu gemeinsamer Wohlfahrt zu. Man ließ in Achtung und Duldsamkeit (Toleranz) auch freiere Wege zu Gott gelten, als das engherzige Dogma sie vorschrieb, was zu neuen echten religiösen Erlebnissen führte. Der Mensch gewann seine Würde zurück. Die natürliche Religion betonte, daß er Gottes Ebenbild sei, das nicht geschändet werden dürfe. Daher wurden im Zeichen der Humanität auch die Prozesse gegen die Fehlbaren menschlicher geführt, die Folter wurde abgeschafft, der Hexenwahn wich, und die Todesstrafe wurde viel seltener. Seitdem man das Menschengeschlecht der Besserung fähig hielt und diese auch für den Verbrecher erhoffte, wurde die Erziehung das größte Anliegen der Zeit. «Erziehung kann alles!» frohlockte Helvetius. Der Mensch sollte mündig werden. «Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit», erklärte Immanuel Kant. «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.» Für ihn war die Aufklärung kein Zustand, sondern eine Haltung, die Denken und Handeln in Einklang bringen wollte.

Der Wunsch nach innerlich freien, mündigen Menschen hatte große politische Absichten und Folgen. Die Frage nach dem besten Staat als der mächtigsten Ordnung im Diesseits beschäftigte die Aufklärer unablässig. Mit der Erschütterung der orthodoxen Lehre der Kirche lockerte sich auch der Bund zwischen Thron und Altar. Das Gottesgnadentum der Regierung wurde nicht mehr blindgläubig hingenommen. Hatte Gott als Vater denn nicht alle seine Kinder zur Herrschaft berufen? Aus der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika vernahm die alte Welt im Jahre 1776 die naturrechtliche Botschaft, daß Gott die Menschen frei geschaffen und ihnen unveräußerliche Rechte auf Leben, Freiheit und Volksherrschaft sowie Streben nach Glückseligkeit verliehen hat. Die Franzosen ließen dreizehn Jahre später in ihrer Begründung der Menschenrechte den religiösen Bezug weg. «Les hommes naîssent et demeurent libres et égaux», hieß es jetzt nur noch kurz in ihrer rein weltlichen Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zu Beginn der Französischen Revolution. Erst im geistigen Bereiche, dann im politischen Kampffeld wurde die Frage nach der besten Verfassung aufgeworfen, und mit der Leidenschaft der einstigen Religionskriege fochten die Anhänger alter und neuer Formen miteinander.

Der schweizerische Beitrag an die Aufklärung war viel größer, als man es von einem kleinen Volke erwarten konnte. Er wurde vor allem auf dem Boden der Erziehung und des Staatsrechtes so bedeutend geleistet, daß er den Geist der Zeit hervorragend mitbestimmte. Dabei zeigte sich einmal mehr, daß die Schweizer Einseitigkeiten abhold sind; gerade ihre größten Denker machten den extremen Verstandeskult nicht mit. Der gleiche J. J. Rousseau, der den Gesellschaftsvertrag als eigentliche demokratische Staatslehre schrieb, welche mit Montesquieus Werken zu den grundlegenden Schriften der großen Wendezeit gehörte, verfaßte auch einen naturseligen Liebesroman und in ‹Emile› ein Musterbuch der Erziehung eines Einzelnen. Er war zudem, im Gegensatz zu fast allen Aufklärern, die ja der Stadt den Vorzug gaben, ein Vorkämpfer des ländlichen Lebens. Auch Johann Heinrich Pestalozzi kehrte gleich dem großen Genfer Bürger der Stadt den Rücken und bekannte sich zur Landschaft mit all ihren Nöten. Scheiterte auch sein Versuch, auf dem Neuhof eine neue Form des Zusammenlebens zu begründen, so wurde doch sein Buch ‹Lienhard und Gertrud› zum ersten Dorfroman in deutscher Sprache, darüber hinaus die beste Soziologie unseres alten Dorfes und ein Grundbuch jeder gesunden Dorfgesinnung. Er erklärte sich ‹parteiisch für das Volk im Zwilch›, gegen die Vorrechte der Herren in Seide. Einfach wie das Evangelium war seine Sprache, herzwarm die Botschaft, die aus seinem Innern kam. Er sah den Menschen als Wesen zwischen Tier und Engel. Als Aufklärer glaubte er grundsätzlich an die Möglichkeit der menschlichen Läuterung, als Humanist an den Menschen und das harmonische Zusammenspiel seiner Anlagen; als Realist hielt er sich an die Sache, als Lehrer ging er von der Anschauung aus und verpönte die schulklugen Wörter der ‹Maulbraucher›; als Schweizer bemühte er sich, die kleinen Kreise der Wohnstube, der Nachbarschaft und des Gemeinwesens zu erfüllen, und als Christ endlich nahm er sich der Schwachen an, der Werdenden und der Armen im Namen des liebenden Vaters. Erst glaubte er mit seinen Freunden in der 1761 gegründeten Helvetischen Gesellschaft, daß ein Wandel der Gesinnung in obern Kreisen genüge, später trat er für einen politischen Umbruch und neue, demokratische Gesetze ein: er wurde zum Schrittmacher und Gewissen dieses Umbruchs. Heute, da man Pestalozzis Schaffen in der Schweizergeschichte, aber auch in ausländischen Weltgeschichten ganze Kapitel einräumt, ist es kaum zu verstehen, daß er im 18. Jahrhundert in der Ostschweiz fast unbekannt war.

Die nordostschweizerische Aufklärung war mannigfach, in der Stadt St. Gallen aber eigentlich dürftiger, als man es von einer nüchternen Kaufmannsstadt mit weitreichenden Handelsbeziehungen erwarten würde. Die bedeutendsten Geister zogen weg. Das dogmenfeste Kanzelwort hielt daheim das geistige Leben in engen Schranken, mochte in den Kontoren und Gassen rund um die Stadtkirche bei Besuchen auch ein halbes Dutzend Sprachen ertönen. Die Fernhändler brachten aus dem Westen volle Beutel, aber selten neue Bücher heim. Es fehlte der Stadt St. Gallen an einem geistigen Mittelpunkt, einer Universität wie sie Basel oder doch einer Akademie, wie sie andere Schweizerstädte besaßen. Das Schulhaus im ehemaligen St. Katharinen-Stift hieß, als wollte man damit seinen Geist kennzeichnen, ‹das Buebechloschter›. Es vereinigte die gesamte männliche Schuljugend vom ABC-Schützen bis hinauf zum Studenten der höhern Lehranstalt, der hier alles vernahm, was die Kirche für den Pfarrerberuf vorschrieb, so daß der St. Galler Theologe in seinen engen Mauern ‹zu Mantel und Kragen› kommen konnte. Die Studien lagen an der Stätte, wo man unter dem 1750 gestorbenen Bartholome Wegelin[1] sechs orientalische Sprachen gepflegt hatte, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts so darnieder, daß man sich mit einem einzigen Lehrer behalf, der alle Fächer von der Geographie bis zur Katechetik, vom Hebräisch bis zur Völkergeschichte lehrte. Dieser Universallehrer war Johann Michael Fels (1761–1833), der ‹Held des Rationalismus›, wie ihn sein Nachruf nannte. Er war in Göttingen zur Blütezeit der neuen Geistesbewegung ‹natural› geworden, wie sich sein Schüler Peter Scheitlin ausdrückte, und der erste nicht-orthodoxe St. Galler auf der Kanzel[2]. Er setzte sich auch für die Verbesserung der Mädchenbildung ein, welche bisher dem jugendlichen Gemüt wenig entgegengekommen war. Die Ordnung der ‹Maidtlinschul der Statt St. Gallen› hieß die Lehrkraft u. a. ‹alle Tag durchs ganze Jahr mit den Kindern Lobwasser und andere alte geistliche Kirchengesänge singen›. Fels war in der höhern Lehranstalt noch Schüler des berühmtesten St. Galler Aufklärers gewesen und schrieb dessen Biographie.



Der St. Galler Geschichtsphilosoph Jakob Wegelin (1721–1791) nach einem Kupferstich von R. Schellenberg

Dieser Jakob Wegelin (1721–1791) stand als St. Galler Philosophieprofessor in Verkehr mit Albrecht von Haller, dem gelehrten Zürcher Johann Jakob Bodmer und dem in Berlin wirkenden Winterthurer Aesthetiker Johann Georg Sulzer, der ihn dem preußischen Hofe emp-

fahl. Wegelin folgte 1765 einem Rufe als Geschichtslehrer an die von Friedrich dem Großen neugegründete Ritterakademie in Berlin, wo Kriegsrat Zollikofer als Subdirektor amtete. Wegelin stieg schon im nächsten Jahr zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften empor, worin die Schweizer – ihrer acht auf fünfzehn Angehörige anderer Nationen – erstaunlich zahlreich vertreten waren. Durch Sulzer, der dem ‹alten Fritz› besonders nahe stand, wurde Wegelin an die königliche Tafel geladen. Er verkehrte auch mit dem Philosophen Moses Mendelssohn. Gehört somit das letzte Vierteljahrhundert von Wegelins Schaffen dem Berliner Kulturkreise an, so hatte sich doch die entscheidende Wendung von der Theologie zur Philosophie und von der Orthodoxie zur Aufklärung noch in seiner St. Galler Zeit vollzogen. Um in ihm einen sprachsichern Prediger für die französische Kirche in St. Gallen zu gewinnen, hatte das Kaufmännische Direktorium den aufgeschlossenen Jüngling nach Vevey geschickt, wo er nun von den neuen französischen Werken der Staats- und Gesellschaftslehrer so angezogen wurde, daß er gerne das Amt eines Professors für Philosophie und Latein an der Lehranstalt übernahm. Der Schreibtisch wurde ihm lieber als die Kanzel. Die erste Schrift galt Sokrates, den er in seinen letzten Gesprächen darstellte. Lessing sah darin allerdings eine von Platons Schilderung abweichende Entstellung des Weisen von Athen. Später übersetzte Wegelin Rousseaus Brief an d'Alembert über die Schaubühne ins Deutsche und fügte ein Schreiben an Bodmer über die wahren Angelegenheiten einer kleinen freien kaufmännischen Republik, nämlich seiner Vaterstadt St. Gallen, hinzu. «Je kleiner ein freyer Staat ist, desto größer muß das moralische Maß seiner Tugend sein.» Die dritte Schrift war eine ‹Verteidigung des erhabenen moralischen Geschmacks in den schönen Wissenschaften gegen das Paradoxin, daß er schädlich sein kann›. Man glaubt hier Gespräche mit geistlichen Mitbürgern der Vaterstadt weitergeführt zu hören. Das nächste Buch ‹Religiöse Gespräche der Toten› unternahm es, die kirchlichen Lehren und Einrichtungen ‹in ihrem rechten und von allen Vorurteilen unabhängigen Gebrauch vorzustellen›. Er bringt dabei Kirchenväter, Päpste, Ordensgründer und Einsiedler mit Reformatoren wie Luther und Zwingli, sowie konfessionellen Feldherren in ersonnene Gespräche, die oft tolerant anmuten. Es konnte leicht geschehen, daß der sich befreiende Geist in St. Gallen damit so argen Widerstand heraufbeschwor, so daß er jene Berufung nach Berlin als Weg in ein freieres Feld begrüßte. Seine Kenntnisse der französischen Literatur empfahlen ihn Friedrich dem Großen, der seine Arbeit denn auch mehr als einmal würdigte. Die großangelegte ‹Histoire universelle et diplomatique de l'Europe› fand zwar auch in der Ausgabe, die der Verfasser selbst ‹in das Teutsche› übertrug (1778), nicht den Weg in weite Kreise. Dem Liebhaber der Geschichte sagt der umständliche Stil nicht zu, während die Fachleute anstelle der abschweifenden moralischen Betrachtungen lieber Quellenangaben gesehen hätten. Daher blieb das Werk so schwerverkäuflich, daß der Verleger angesichts der Mißerfolge der ersten Bände auf den Abschluß verzichtete.

Vermochte sich der schwerfällige Darsteller Wegelin in der Zeit, da Schiller und Johannes von Müller in ihrem ebenso geistvollen wie urlebendigen Stile Geschichte schrieben, nicht zu behaupten, so ist doch der St. Galler Geschichtsphilosoph zu Unrecht nahezu vergessen worden. Er steht bemerkenswert selbständig in der Reihe der Denker, welche von Leibniz herkommen, und die sich in zwei Richtungen, nämlich zu Kant und zu Herder hin, verfolgen lassen. Als Erkenntnistheoretiker weiß Wegelin, daß die Welt der Geschichte in jeder Seele anders erscheint. Unser Geschichtsbild bleibt also stets zu einem gewissen Teile subjektiv befangen und damit relativ. Wir müssen uns damit begnügen, wenn wir für das Wesentliche allgemein überzeugende Erklärungen beizubringen imstande sind. Was aber das Wesentliche sei, ist gerade für frühe, quellenarme Zeiten schwer zu ermitteln, denn die ‹historische Perspektive› läßt uns im Gegensatz zur optischen das (zeitlich) Ferne übergroß erscheinen, indem wir das Wenige, das uns überliefert ist, überschätzen. Es fehlt uns, wie Wegelin in ausgesprochen soziologischer Sehweise sagt, die Kenntnis des ‹Gewebes der lokalen Umstände›, d. h. des Durchschnittes, aus dem dann die wahrhaft große Persönlichkeit, die Wegelin ‹Eminenz› nennt, hervorragt. Der große Mensch der Geschichte aber muß imstande sein, die Kräfte des geschichtlichen Lebens (forces vives) zu überschauen, in klarer Erkenntnis seiner Grenzen zu erwägen, welche Leitideen seiner Zeit seiner persönlichen Eigenart entsprechen, und das Mögliche zu verwirklichen. Schon diese Hinweise mögen andeuten, daß Wegelin sich nicht mit einer rein politischen Geschichte bescheiden will, sondern das Ganze der Kultur im Auge behält. Gewiß ist er in seiner vorschnellen Bewertung mit gut und böse ein Moralist seiner Zeit; auch fehlt ihm als Rationalist der gute Wille, das irrationale Mittelalter aus sich selber und nicht nur als unliebsame Unterbrechung des Ganges zu der immer vernünftiger werdenden Welt zu verstehen. Allein er tritt immerhin der damaligen Auffassung, ein unparteiischer Kirchenhistoriker müsse ohne Glauben sein, mit der Begründung entgegen, daß jemand ohne jeglichen religiösen Sinn eben auch das Organ nicht mitbringe und daher seelisch untauglich sei, die Grundkraft des Glaubenslebens zu erfassen[3].

Wie sein Mitbürger und Zeitgenosse Wegelin, so fand auch Georg Joachim Zollikofer (1730–1788) sein eigentliches Wirkungsfeld fern der Heimat. Dieser Sohn einer pietistischen Juristenfamilie hatte sich sein akademisches Rüstzeug in Frankfurt, Utrecht und Bremen geholt. Der heimischen Geistlichkeit kam der Gehalt seiner Predigten zu wenig strenggläubig, die Form aber zu weltmännisch-rednerisch vor. Gerade diese Eigenschaften aber schätzte die reformierte Gemeinde zu Leipzig, welche ihn 1758 auf ihre Kanzel berief. Nach dem Zeugnis eines einfachen Landschullehrers, der ihn ‹voll unbeschreiblicher Milde, mit einem wahrhaft segnenden Blicke› über die natürliche Gleichheit der Menschen predigen hörte, aber auch nach Goethes Urteil in ‹Dichtung und Wahrheit› war Zollikofers Predigt beschwingt und eindringlich. Gemeinsam mit seinem Freunde Christian Felix Weiße gab er 1766 ein neues Kirchengesangbuch heraus, in welches er zeitgenössische Lieder von Gellert und Klopstock aufnahm. Wohl sagte man vielen seiner Predigten nach, daß sie gleich den Worten ‹Nathans des Weisen› von Lessing für Juden und Türken in gleicher

Georg Joachim Zollikofer (1730–1788) wirkte dreißig Jahre als berühmter Kanzelredner in Leipzig. – Nach einem Gemälde von A. Graff, gestochen von J. F. Baux

Weise angehört werden könnten wie von Christen. Das die Worte behutsam wählende Urteil des Freundes Lavater aber nennt Zollikofer einen ‹feinzarten, helldenkenden, ruhigen, wohl überlegenden, zu einer lichtdeutlichen Religion bestimmten Mann, der alles mit Weisheit, Anstand, Gefälligkeit, Ruhe und Frömmigkeit tut›. Die weltoffene Art des Predigers brachte es mit sich, daß zu seinen Füßen besonders viele Kaufleute saßen. Nach seinem Tode erschienen daher nicht nur viele Bände seiner Predigten, sondern auch ein Bändchen über die ‹Moral der Kaufleute›, in dem wir wohl ein Fortwirken des besten Ethos seiner Vaterstadt annehmen dürfen.

Als Aufklärer geht Zollikofer davon aus, daß jeder Mensch seinen Beruf veredeln soll. So möge der Kaufmann Ordnung, Fleiß, Arbeitsamkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit als Tugenden seines Standes erkennen und sie von den Geschäften auf das ganze Leben übertragen. Dazu ist allerorten und jederzeit Gelegenheit geboten, verbindet doch der Handel die Menschen; er bringt sie einander näher und läßt ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander stärker empfinden. So werden uns fremde Einsichten, Erfindungen, Entdeckungen und Güter bekannt. Dadurch werden die Sitten milder und gefälliger, der Geschmack wird gebildet und die Duldsamkeit gefördert. Man lernt den Menschen als Menschen schätzen und fragt nicht erst nach seiner Nation, Sprache oder Religion. Daher sind Handelsvölker duldsam und friedliebend.

Der gesunde Handelsgeist gedeiht am besten in der Freiheit. «Freyheit ist das Hauptprinzipium, auf welcher alle Industrie gegründet ist, edle Freyheit, die unter milden Gesetzen ruhet. Wenn ein Ausländer in ein Land handelt, so muß ihn seine Ware empfehlen oder er wird künftig zu Hause bleiben müssen.» Freyheit gewährt und rechtfertigt auch den Lebensgenuß. «Was der Freye erarbeitet, erfindet, erwirbt, das ist sein.» Allerdings ist diese Freiheit nicht grenzenlos, und vor allem darf sie nicht gottlos sein, denn der Kaufmann ohne Religion und Gottesfurcht ist ein gefährliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Wo aber Kaufleute ‹als denkende, als aufgeklärte Menschen› ihren Geschäften nachgehen und nicht in kleinlicher Krämerei stecken bleiben, empfangen sie im Schlußwort den Segen des berühmten Predigers: «Wer so seinem Stande Würde gibt, der erhöhet seine Berufstreue zur wahren *Gottseligkeit*».

Das große Ansehen bewahrte indessen Zollikofer nicht vor einer Enttäuschung in der Vaterstadt. Als er dort in spätern Jahren wieder einmal öffentlich predigte, warnte die engherzige Geistlichkeit die Schuljugend vor den verderblichen Worten des Reformers und Aufklärers.[4]

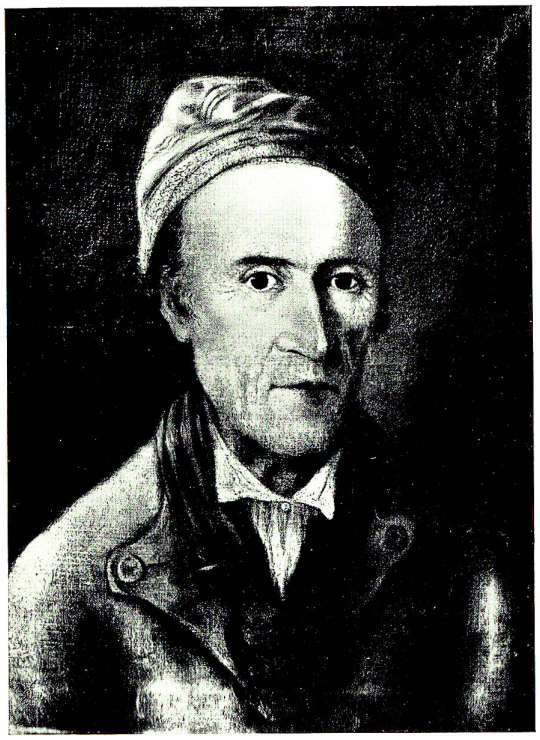
Der dritte bedeutende St. Galler Aufklärer, der seiner Vaterstadt den Rücken kehrte, war Dr. med. Christoph Girtanner (1760–1800). Er atmete schon als Knabe die freie Luft des Philantropins, das Ulysses von Salis-Marschlins im Churer Rheintal gegründet hatte. Alpenreisen benützte er zu Studien über Steinbock und Murmeltier. Da ihm das St. Galler Bildungszentrum, das Bibliothekskollegium, wo er Vorlesungen hielt, zu wenig Anregung bot, kehrte er im Jahre 1786 nach Göttingen, dem Hauptort seiner Studien, zurück. Als naher Freund des Gelehrten und Aphoristen Prof. Georg Christoph Lichtenberg entfaltete er dort eine überaus fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit. Die Französische Revolution, deren erste Zusammenstöße er als Augenzeuge miterlebte, verfolgte er in zahlreichen zeitgeschichtlichen Werken über alle ihre Stufen. Als Forscher erbrachte er den ersten Nachweis, daß venöses Blut durch Aufnahme von Sauerstoff die helle Farbe des arteriellen Blutes gewinnt. In Paris hatte er die Schriften Lavoisiers kennengelernt und bekämpfte seither heftig die Lehre, wonach jeder brennbare Körper das Element ‹Phlogiston› enthalte, was seit der Entdeckung des Sauerstoffs unhaltbar geworden war. Girtanner vermittelte dem Kontinent auch englischen Geist, indem er z. B. auf das Schaffen des Vitalisten Erasmus Darwin hinwies, welcher den ‹Lebensgeist› als die alles durchdringende Kraft bezeichnete. Hingegen blieb Girtanner bei der Wertung des großen Parazelsus im Rationalismus befangen, indem er die Schriften dieses großen Arztes als ‹den lächerlichsten, unsinnigsten astrologisch-theosophisch-alchymistischen Mischmasch› bezeichnete, einen großen ‹Misthaufen› der ‹auch nicht ein einziges Goldkorn› enthalte (zitiert nach: C. Wegelin, Dr. med. Christoph Girtanner, Gesnerus 14 [1957] S. 165).

In St. Gallen pflegten wenige Häuser geselliges Leben in Verbindung mit Kunst und Wissenschaft. Beim musikfreundlichen Daniel Girtanner (1757–1844), einem sehr aufgeschlossenen Bankherrn, hatte das Schöne sein edelstes Heim[5]. Er gründete 1789 die Literarische Gesellschaft in St. Gallen, in welcher auch der Arme Mann aus

dem Toggenburg gerngesehener Gast war. Er wußte im vornehmen Hause des Junkers David von Gonzenbach seinen Toggenburger Landsmann Gregorius Grob (1754 bis 1824) als Hofmeister (Privatlehrer), welcher der Toggenburgischen Moralischen Gesellschaft eine eigentliche Vorlesung ‹Ueber die Aufklärung› ausarbeitete, die uns in einem St. Galler Druck von 1788 erhalten geblieben ist. Darin unterscheidet er wahre Aufklärung von der falschen «Jene ist gleich einem Lichte, womit ein sicherer Führer meinen Weg beleuchtet, diese hingegen einem Irrlicht», das nur blendet wie alle Scheinbildung. Des möglichen Mißbrauches wegen alle Aufklärung zu verwünschen, sei engstirniger Unverstand. Es gelte vielmehr zu erkennen, daß gerade ‹Freydenken und Selbstdenken die Hauptsache der Aufklärung ausmacht›. Er warnt auch vor blindlings übernommenen Ansichten im eigenen Lager. «Wer einem Voltaire oder Barth oder auch einem Zollikofer nachbetet, ist ebenso wenig aufgeklärt als derjenige, welcher einem Priester des Aberglaubens nachspricht. Nur der ist aufgeklärt, welcher durch keines Andern Brille, sondern mit eigenen Augen sieht; der in allem, was er wissen kann und soll die Wahrheit selbst sucht, selbst prüft, selbst findet und sich eigen macht, und dabey alle Kenntnisse, die vor ihm von Andern dargebotten werden, nicht als Vorschrift seines Urtheils oder seines Glaubens ansieht, sondern sie nur als Hülfsmittel nützt, sich selbst die Prüfung zu erleichtern und zu einem Urtheil geschickter zu machen; der sich durch Anwendung seiner eigenen Verstandeskräfte selbst deutliche Begriffe gemacht und aus seiner eignen Erfahrung Grundsätze abgezogen hat; der von allem, was er weiß und glaubt und thut, sich selber aus vernünftigen Gründen Rechenschaft geben kann.» Das ist Aufklärung reinsten Wassers, frei von der Neuerungssucht um jeden Preis, denn der ‹Gemeinspruch› ‹So glaubtens die Alten – so machtens die Alten› erschien Grob an sich weder ‹als ein Beweis der Lächerlichkeit noch der Weisheit einer Sache›. Er verlangte zudem Bildung des Herzens, wobei ihm freilich ‹Wärme und Kraft mehr als süße Empfindeley› galten. Schulgelehrten Prunk und Wortkram lehnte er ab. Er forderte vom Staatsmann Einsicht in Sinn und Zweck der Gesetze, ‹in dem einzig zuverlässigen Commentar› der Geschichte, auch vom Kaufmann wissenschaftliche Bildung, Geschmack in der Führung des Lebens und das Ernstmachen mit seiner Ueberzeugung im kleinen Kreise. So gab er seinen Hörern zu bedenken, ‹welche große, auf die ganze Menschheit im Allgemeinen und Besondern weit und tief würkende Revolution durch den allgemeinen und ungewöhnlich regen und thätigen Aufklärungstrieb itzo vorbereitet und über kurz oder lang ausgeführt werden wird›.[6] Schrieb Grob diese vorauszündenden Sätze im Widerschein des Wetterleuchtens aus dem Westen, wo schon im folgenden Jahre die Französische Revolution ausbrach?

Dieser Vortrag Grobs leitete indessen in der ‹Reformierten Toggenburgischen Moralischen Gesellschaft›, welche 1767 vom Landschreiber Andreas Giezendanner in Lichtensteig gegründet worden war, ‹unter Vorstehern des Volkes› keine großzügige Bewegung ein. Ihre Vereinigung gefiel sich vielmehr in Komplimenten einer bezopften Zeit und entschlummerte darüber, doch trat ein Menschenalter später die heute noch bestehende Literarische Gesellschaft des Toggenburgs in ihre Spuren. Ihre bleibendste Wirkung verdankte jene Runde von Pfarrern und weltlichen Persönlichkeiten, die sich als ‹Hochwohlerwürdige, hoch- und wohl gelehrte, wohledle, insonders hochgeachtete, hochgeehrteste Herren› begrüßten, gerade dem Manne, der mit größern Bedenken als andere in ihre Mitte aufgenommen wurde[7]. Das war Ulrich Bräker, ‹der arme Mann aus dem Toggenburg› (1735–1798). Er wurde nach seinem Geburtsort, dem Wattwiler Weiler Näbis, auch Näbis-Ueli geheißen. In seinem sechsten Jahre kam er mit der wachsenden Familie auf das Gut Dreischlatt. Das war ‹ein wilder, einöder Ort, zuhinterst an den Alpen› unter der Kreuzegg, von dem aus die Dorfschule von Krinau, die ohnehin nur zehn Winterwochen dauerte, wegen des hohen Schnees oft nicht besucht werden konnte. Man wohnte in jeder Hinsicht schattenhalb, hirtete und reutete und hungerte. Und doch genoß der Knabe sein Hirtenbubenglück inmitten seiner Ziegen, Vögel, Wälder, Bäche und Berge in vollen Zügen. Wenn einer der Lobpreiser der Natur wirklich an ihrem Herzen aufgewachsen ist, so war es Näbis-Ueli. Er war beinahe zwanzig Jahre alt, als die Familie dem Dreischlatter Rotbach nach ins Tal hinaus zog und dort, wo er bei Wattwil in die Thur mündet, die Steig, eine verlotterte Rauchhütte, die aber eine weite Sicht bot, als Lehen übernahm. Bald folgte der Bursche dem Ruf der großen Welt. In Schaffhausen wurde er für den preußischen Dienst angeworben. Nach einem Marsch bis Berlin ‹hieß es oft ganze fünf Stunden pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen›. Friedrich der Große drillte sein Heer für den Siebenjährigen Krieg, den indessen unser Toggenburger nicht zu Ende kämpfte. Die erste Feuerprobe von Lowositz genügte ihm. (Er hat später diese Feldschlacht so lebendig geschildert, daß Hugo von Hofmannsthal diesen glühenden Bericht eines unheldischen Herzens in die erlesenste Prosa seines Deutschen Lesebuches aufnahm.) Bräker nahm Reißaus, kehrte heim und gründete mit seiner zänkischen, völlig ungebildeten Salome einen eigenen Hausstand. Bald nagte ein Schärlein Kinder am Hungertuch. Die Schulden folgten ihm wie sein Schatten. Das Gütchen warf wenig ab, und sein Handel mit Garn und Baumwolltüchern brachte Bräker so wenig Wohlstand wie früher das Salpetersieden. In nächtlichen Lesestunden hielt sich seine Seele schadlos. Es war nun sein Glück, daß ihm jene Gesellschaft ihre Schatzkammer der Bücher nicht verschloß. Da ereignete sich die einzigartige Begegnung, daß Ueli Bräker in dieser Bibliothek neben Lavaters anregender ‹Physiognomik› auch auf die von Wieland übersetzten und 1762–66 in Zürich acht Bände stark erschienenen Werke Shakespeares stieß. Nie saß auf rotem Polster eines Theaters noch an einem Lesetische ein Mann, der sich inniger in die Welt des großen Briten versenkte als dieser Toggenburger Bauer, dem beim Kienspan ‹halbe Nächte verschwanden wie Minuten›. Er stand mit dem Genius auf Du und Du. «Unsterblicher William, du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten», gestand er. «Du bist mein Arzt. Wann Sorgen und Unmut meinen Geist umhüllten, traf ich in deiner Gesellschaft Leute an, die mir so treffend ans Herz rede-

ten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimsten Schmerz von der Brust wegscherzten und mich gesund und mutig machten. Hastig tat ich meine Arbeit, dann flog ich wie ein Pfeil auf die Bühne.» Ach, unser armer Mann hat nie eine Shakespeare-Aufführung gesehen. Aber welch ein begnadeter Leser war er! Aus dem Leseglück taumelte er selber in die Freuden des Schreibens hinein. Sein Versuch, das Leben auf den Bauernhöfen der Heimat dramatisch zu gestalten, wie sein Abgott das Leben an den Fürstenhöfen zu ballen vermochte, mißlang ihm zwar. Seine Form war die Selbstdarstellung.



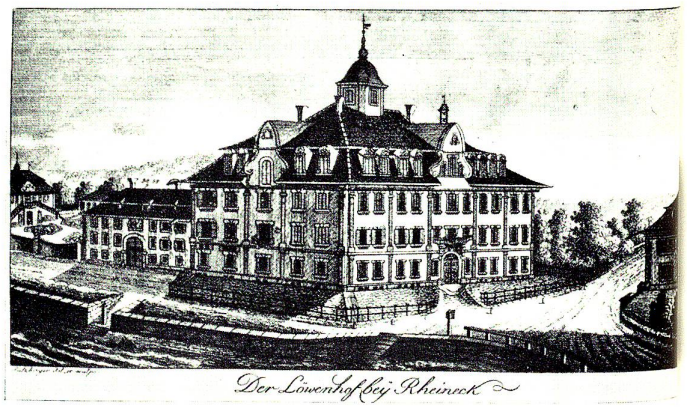
Uli Bräker, der ‹Arme Mann im Toggenburg› (1735 bis 1798). Gemälde von unbekannter Hand im Gemeindehaus zu Wattwil

Zu gleicher Zeit, da Rousseau seine Bekenntnisse niederzuschreiben begann, beugte sich auch Ueli seit 1768 über sein Tagebuch. «Du hast eine ganze Welt in dir», frohlockte er, und der Ortspfarrer Martin Imhof, dem er Einblick in seine Schriften gewährte, war davon so entzückt, daß er dem ‹braven Sohn der Natur› den Weg zum Zürcher Verleger Johann Heinrich Füßli bahnte, der die ‹Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg› veröffentlichte (1788/89)[8]. Es wurde ein berühmtes Buch und blieb es. Der große Erfolg bannte indessen die Schulden nicht. Ueli Bräker wußte sich aber mit seinem Schicksal abzufinden. «Mache du doch mich willig arm!», heißt es in einem seiner ergreifenden Gebete. Er wußte sich als Teilhaber am Reichtum der Schöpfung und liebte die Natur in ihrer Großgewalt – ‹Machtstücke Gottes› nannte er einmal die Glarnerberge – aber auch in der Kleinwelt eines Rasenstücks. Naturselig, wie Goethes Werther im Grase lag, kniete er z. B. vor ein Wildgärtchen Frauenschühlein hin. Als großes Kind ‹staunte› und ‹stolperte› er in die Welt hinaus, um zwei seiner Lieblingsausdrücke zu übernehmen. Seine Schriften gehören weniger der Aufklärung als dem Sturm und Drange an, in dessen Schrifttum Bräker der bedeutendste schweizerische Vertreter geworden ist. Sein rund viertausend Seiten umfassendes Tagebuch in der Stadtbibliothek ‹Vadiana› stellt zudem eine noch auszuschöpfende Fundgrube des Historikers dar. Faßlicher als in Geschäftsbüchern öffnet sich einem hier das an eigenem Leibe verspürte Auf und Ab einer halbbürgerlichen Zwischenschicht von Leuten, die im Baumwollhandel meistens unterwegs waren[9]. Geistige Beweglichkeit mischte sich bei vielen Heimarbeitern mit einem merkwürdigen Aberglauben, der die Wälder mit den Seelen abgeschiedener Wald- und Feldfrevler beseelte. Geradezu berüchtigt war die Prozeßlust der Toggenburger, und der Branntweingenuß wurde zur Seuche[10]. Von der Landplage des Gassenbettels ging Ueli Bräker in seiner Ansprache aus, welche er 1790 in der Gesellschaft der Vornehmen hielt. Und da hören wir auch den Aufklärer aus ihm: «Wir sehen ganze Familien herumziehen, sehen oft baumstarke Kerls, die unter allerhand erdichteten Vorwänden Kollekten sammeln, sehen Frauen und erwachsene Töchter, die sich zu allem, nur zu anstrengender Arbeit nicht, möchten brauchen lassen. Wir sehen auch alte, keuchende Greise, aber weit mehr unerwachsene Kinder halbnackend, gar kläglich vor unsern Türen Brot suchen, Kinder, die von leichtsinnigen Eltern in die Welt gesetzt worden sind und wie die Gänse alle Morgen auf die Weide getrieben werden. Faule, liederliche Weiber nehmen den geringen Garn- und den hohen Brotpreis zum Vorwand, stellen Kunkel und Spinnrad in einen Winkel, packen ein Kind auf den Rücken und jagen mehrere vor sich her. Viele laufen nach entfernten Gemeinden und stellen sich verunglückt und presthaft. Von andern Orten kommen auch andere hierher und machens auf gleiche Art. Es ist zum Weinen erbarmungswürdig, das Unwesen täglich mitanzusehen[11].» Bräker warnt davor, durch wahllose Freigebigkeit den Unfug zu steigern. Die Gemeinden sollten vielmehr die Tagediebe zur Arbeit anhalten, würdige Arme anständig versorgen und die bessere Erziehung der Kinder jener Eltern übernehmen, welche dazu untauglich seien. So wies der arme Mann freimütig auf Schäden hin, die sich aus der Tatsache ergaben, daß das Tal, welches dank dem Baumwollgewerbe rasch an Bevölkerung zunahm, auch eine Art ländlichen Proletariats kannte, das sich eines Tages manchem zugänglich erwies, was die Pariser Kommune ausheckte. In ähnlichem Geiste hatte auch Elias Stadler in seinem ‹Versuch den Zustand unsers Landes zu verbessern› 1775 den Schlendrian gegeißelt, der im Straßenwesen, in der Landwirtschaft und im Gewerbe herrschte, nicht minder die Prunksucht einfacher Leute. Wie einfältig sei es doch, die Woche hindurch bei fleißiger Arbeit schlecht zu essen und am Sonntag den Verdienst zu vertrinken und wie töricht, in Seide und Silber aufzutreten, wenn man darunter ein zerrissenes Hemd trage und auf Federn schlafe, ‹die auf den Bäumen wachsen›. In solchen Worten sagte die redliche Aufklärung dem auf schönen Schein erpichten Barock den Kampf an.

Johann Ludwig Ambühl (1750–1800) von Wattwil schuf Gedichte und vaterländische Dramen. Als Hauslehrer in Rheineck nahm er regen Anteil an der Befreiung des Rheintals

Neben Ueli Bräker war wohl der Wattwiler Lehrer Johann Ludwig Ambühl (1750–1800) das bescheidenste Mitglied der erlauchten Lesegesellschaft. Dieser begabte Jüngling war sehr früh auf Selbstausbildung angewiesen, weil er seit seinem zwölften Jahre als Hilfslehrer für seinen Vater, der über dem Lesen alter Urkunden erblindete, täglich sechs bis sieben Schulstunden erteilen mußte. Der Vater erzählte ihm dafür die Schweizer Freiheitskriege mit beschwörender Kraft, die in des Sohnes Jugenddrama ‹Der Schweizerbund› zur Zeit des Sturms und Drangs nachbebt[12]. Ludwig Ambühl fand in Jacob Laurenz Custer (1755–1828) in Rheineck seinen großzügigen Gönner. Dort im Löwenhofe wirkte er als Privatlehrer. Das war wohl das stattlichste Privathaus, das je in der Nordostschweiz entstanden ist[13]. Hans Heer, der Begründer der Firma Giovanni Heer in Verona, hatte als über achtzigjähriger Mann dort in der Mitte des Jahrhunderts den Bau an der Straße, welche von Süddeutschland nach Oberitalien führte, mit dem Geld errichtet, das er aus dem Handel mit Seiden- und Wollstoffen gewonnen hatte. Durch die Ehe mit seiner Verwandten, der verwitweten Schwiegertochter Heers, wurde Custer zum Besitzer des Löwenhofes, der unter ihm zu einem Treffpunkt der vornehmen Welt und einer Heimstatt des Geistes wurde. Er hatte in seinen Jugendjahren die freie Luft des Haldensteiner ‹Philantropins› geatmet und sich in Genf und Marseille sein berufliches Rüstzeug geholt. Köstlich war es für die Gäste, im Stammbuch des Hausherrn zu blättern[14]! Es ist ein liebenswürdiger Rokokospiegel der Freundschaft. «Was wäre unser Zirkel ohne Sie», setzte ein schwärmerisches Mädchen unter seine Verse, und der Freund Ludwig Lombach aus Bern bekennt dankbar «Nicht nur Thür und Thor, sondern auch das Herz steht seinen Freunden offen». Ein hübsches Bildchen stellt den Heger und Pfleger, von dessen Wohltaten das Rheintal heute noch zehrt, in einem zierlichen Rokokogärtchen dar. Im schmucken Gartenhause empfing Custer seine Gäste. Saitenspiel umfing sie, und die Spiegel zeigten eine frohe, beseelte Gesellschaft, die ihren Tanz dann und wann unterbrach, um im Spätrot des sinkenden Tages und der sinkenden Zeit einem Leser zu lauschen, der empfindsame Gedichte vortrug, und wenn darüber die Nacht einfiel, entzündete man die Kerze. Hier mag Ambühl seine Verse gelesen haben, aber auch etwa die Geschichte des Rheintals, die er im Auftrage des Hausherrn verfaßte[15]. Sein bekanntestes Werk war das preisgekrönte ‹Nationalschauspiel Wilhelm Tell› (1792)[15], dem es an dichterischen Stellen und dramatischer Spannung nicht fehlt, so daß man sich in guten Treuen fragt, ob es Schiller ein Dutzend Jahre später nicht zu Rate gezogen habe, denn die ähnliche Führung des Gespräches läßt sich aus den gemeinsamen Quellen allein kaum erklären.

Zweifellos, die Gestalt Wilhelm Tells beschäftigte die Europäer von den Jakobinern in Paris bis zu den Ostschweizern, die sich nach der vollen eidgenössischen Freiheit sehnten. In der Literarischen Gesellschaft in St. Gallen hielt der Toggenburger Gregor Grob Vorlesungen über das patriotische Thema ‹Der Schweizer auf dem Rigiberg›, die in drei Bänden erschienen (1795–1806) und im Gotteserlebnis auf der Rigi gipfeln. Die Reise ins Herz der Eidgenossenschaft war angesichts der ‹bedrohten Unabhängigkeit des Vaterlandes› eine eigentliche Wallfahrt. Die Gestalt Tells wird dabei weniger historisch-kritisch als menschlich gesehen und patriotisch gewertet. Mit dem Tellenstoff befaßte sich damals auch Franz Joseph Benedict Bernold (1765–1841), der naturselige Barde von Riva, wie er sich mit dem alten romanischen Namen von Walenstadt nannte. Dort war er schon mit zwanzig Jahren Landeshauptmann und zwei Jahre später Schultheiß des Städtchens geworden. Er führte den besten Gasthof, daneben ein Speditionsgeschäft, freilich oft mit Widerwillen, denn sein Lieblingsaufenthalt war bei einem vierfachen Wasserfall, welchen der dem empfindsamen Klopstock nachdichtende Sänger Tellina nannte. Unter den Prosawerken wurde Johannes von Müllers Schweizergeschichte seine vaterländische Bibel. Die Ur-



Der Löwenhof bei Rheineck nach einem Stich um 1805

schweizer Befreiungssage wollte er, und zwar kurz bevor Goethe in seinem Briefe an Schiller den gleichen Gedanken aussprach, zu einem Epos umgestalten. Es sollte das Hohelied der alten Freiheit, aber zugleich der Aufruf der neuen werden. Der zweite Gesang beschwört die lichte Gestalt:

Die du mit goldenem Zepter die drei Waldstätte beherrschest
Und die liebliche Schweiz, und über den Mythenstein waltest,
Freiheit! hab ich dir je ein wohlgefälliges Opfer dargebracht,
So erhöre die Stimme des flehenden Barden!
Hör und lehr mich nun ein Lied von den Helden, deinen Getreuen!
Sind wir nicht alle frei? Schuf uns die Mutter Natur nicht
Also? Wie selig war die erste Herrschaft der Freiheit!

Und wann bricht die zweite an? fragt man sich unwillkürlich. Auch den naturrechtlichen Notruf hat man nicht überhört. Wie steht es denn nun ein halbes Jahrtausend nach jenem goldenen Zeitalter der Freiheit?

Ach, wohin ich blicke, seh ich entartete Schweizer,
Sehe die Freiheit in Frechheit und Unterdrückung verwandelt,
Seh in den Hallen der Themis die feile Dirne des Unrechts,
Seh in ihrer Wagschal die blendenden Gaben des Goldes,
Sehe die alten Zwingherrn von euern Vögten verdrängt,
Sehe auf Hügeln in Hainen, am Ufer der Seen und Flüsse
Drohend hangen die Schlösser, das Aergernis wandernder Weisen.
Wie? im Lande der Freiheit die Wohnungen drückender Herrschaft?
Wie, ihr Tellen, erwachet aus eurem Schlummer! Zu lange
schlummert ihr schon. Auf, rettet die Schweiz noch einmal vom
Joche! [16]

Dieses Gedicht wurde im Dezember 1797 abgeschlossen. Es war der gleiche Schicksalsmonat, in welchem die Franzosen in die Waadt einmarschierten, und ihr Schlachtruf lautete – ‹Vive Guillaume Tell!› Mit dem Sinnbild alter Freiheit wollten sie der neuen, sehr andern Freiheit Freunde werben.

Wenige Wochen später brach die alte Eidgenossenschaft zusammen. Der eherne Pflug der Geschichte brach den Schweizeracker um. Unter den Männern, die das Saatgut der neuen Zeit in die Furchen streuten, war Bernolds Freund Karl Müller von Friedberg, der aus einem hohen Amtsmanne der äbtischen Monarchie zum ersten Bürger des Kantons St. Gallen werden sollte. Der Beitrag dieses geistvollen und politisch hochbegabten st. gallischen Aufklärers ist für die st. gallische Geschichte von so grundlegender Bedeutung, daß er einer besondern Würdigung bedarf [17]. Sie zeigt, daß die künstliche Schöpfung des Kantons St. Gallen in hohem Maße aus dem Geiste des Rationalismus heraus verstanden werden muß.

Das Stift St. Gallen nahm wie in seiner ruhmreichen Frühzeit auch in seinen letzten Jahrzehnten das Schulwesen sehr ernst. Da sein Abt Reichsfürst war und seine Beziehungen zum Donauraume aus politischen und geistigen Gründen enger waren als diejenigen der Stadt St. Gallen, empfingen die äbtischen Lande vom Hofe der Habsburger auch stärkere Anregungen. Dort hatte die Kaiserin Maria Theresia vom Passauer Fürstbischof Firmian 1769 eine Denkschrift erhalten, in welcher sie gebeten worden war, das Schulwesen zu ordnen und zu fördern. In der Theresianischen Schulreform erklärte die Landesmutter und Kaiserin – unmittelbar nach der Aufhebung des Jesuitenordens, der sich der Schule mit besonderm Eifer angenommen hatte – das Schulwesen in der Tat als ein Politikum, d. h. als Staatssache. Josef Meßmer, der Schuldirektor zu St. Stefan, schlug der Regierung vor, eine Normal- oder Musterschule zu errichten. «Normal- oder Musterschule soll sie heißen, weil sie allen niedrigen Schulen zum Muster dienen soll und weil nach der in ihr erteilten Lehrart überall der Jugend ein ‹gleichstimmiger› Unterricht erteilt werden soll» [18]. Meßmer wurde zum Direktor der ersten Normalschule in Wien ernannt. Als dann der schlesische Abt Johann Ignaz Felbiger als verantwortlicher Schulmann nach Österreich berufen wurde, forderte er, daß in jedem Kronland eine vierklassige Normalschule mit je einem Direktor, vier Lehrern und einem Katecheten errichtet werde.

In der Schweiz gewann die neue Schulidee besonders bei den Cisterziensern von St. Urban freudige Anhänger. Der St. Galler Abt Beda Angehrn hörte von den Erfolgen der neuen Methode, welche zum eigentlichen Unterricht die Schüler in Klassen zusammenzog, in der Erziehung aber das einzelne Kind zu Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit anhielt, von seinem Vetter Benedikt Maria Angehrn, welcher dem schwäbischen Stift Neresheim vorstand. Er entschloß sich, den begabten jungen Konventualen Ildefons von Arx mit der Führung eines Lehrkurses zu beauftragen. Dieser erste Versuch mit der Methode, welche Katechisieren, Tabellisieren und die sog. Buchstabenmethode besonders pflegte, vereinigte im Jahre 1785 sechs Schulmeister und vier Knaben in Magdenau. Der neue Weg fand indessen nicht die ungeteilte Zustimmung des Konvents. So machte Pater Iso Walser, der als Offizial eine große Zahl von Pfarreien und Kaplaneien errichtet und sich als Erbauer und Erneuerer vieler Kirchen ein besonderes Verdienst um die Baukunst erworben hatte, kein Hehl daraus, daß ihm die Schulreform als Kind der Aufklärung vorkam, die er innerlich ablehnte. Abt Beda der Gütige sah sich schließlich veranlaßt, das wichtige Amt eines Offizials in andere Hände zu legen.

Das höhere Schulwesen wurde von der österreichischen Kaiserin ebenfalls neu geregelt. Sie betraute damit den Piaristenorden. Der ungemein regsame Rapperswiler Cajetan Fuchs ruhte nicht, bis er in seiner Vaterstadt auch eine solche Piaristenschule errichtet hatte. Sie gewährte auf katholisch-konfessioneller Grundlage der Muttersprache, der Schweizerkunde, der Meßkunst und der Geographie ihr gutes Recht im Lehrprogramm [19].

Die Normalschulen waren Vorstufen zu unsern Lehrerseminarien, welche ja in französischer Sprache heute noch écoles normales heißen. Ursprünglich handelte es sich um Lehrerbildungskurse, die erst freiwillig, dann für alle Lehrkräfte verbindlich waren. So leistete Felbiger, der maßgebende Aufklärungspädagoge der katholischen Länder, eine Vorarbeit, welche nicht ohne Auswirkung auf die Lehrerbildung unserer Heimat geblieben ist und ihren mittelbaren Einfluß auch auf die Ausbildung der st. gallischen Lehrer im Seminar Rorschach gehabt haben dürfte. Begeistert hatte die Kaiserin Maria Theresia in ihrer Schulordnung Felbigers Leitsatz zugestimmt: «Die Erziehung der Jugend ist die wichtigste Grundlage der wahren Glückseligkeit der Nation.» Das war Aufklärung edelster Art und bleibt eine Wegleite unserer Arbeit am heranwachsenden Menschen.

ANMERKUNGEN

Grundlegende Werke:
E. Cassirer, Die Philosophie der Aufklärung (1932)
J. Duft, Die Glaubenssorge der Fürstäbte von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert (1944)
Paul Wernle, Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert (1923 ff)
E. Fueter, Geschichte der exakten Wissenschaften in der schweizerischen Aufklärung (1941)

[1] Carl Wegelin, Jacob Wegelin, Gallusstadt 1949, S. 147.

[2] O. Fäßler, Professor Peter Scheitlin (1929) O S. S. 38 f.

[3] Ein Verzeichnis der Werke J. Wegelins findet sich bei J. Dierauers Beitrag zur Allg. Deutschen Biographie, Bd. 41, S. 423 f.
E. Spieß, Jakob Wegelin von St. Gallen, der bedeutendste schweizerische Geschichtsphilosoph, Divus Thomas, Jb. für Philosophie und spekulative Theologie (1928, Heft 3, S. 335 ff.).
H. Bock, Jakob Wegelin als Geschichtstheoretiker (1902).
J. M. Fels, Biographie des Herrn Jacob von Daniels Wegelins (1792).

[4] G. J. Zollikofer, Sämtliche Predigten (1798–1804). G. J. Schlachter, G. J. Zollikofers Umgang und Briefwechsel mit einem Landschullehrer (1822). M. Staege, Georg Joachim Zollikofer, St. Galler Jahresmappe 1930 (Sonderdruck).

[5] S. Voellmy, Daniel Girtanner, Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis (1928) S. 22 ff.

[6] G. Grob, Ueber Aufklärung, eine Vorlesung für die Toggenburgische Moralische Gesellschaft (1788), S. 6, 8, 24 ff, 30.

[7] J. Dierauer, Die Toggenburgische Moralische Gesellschaft, Nj. Bl. 1913, S. 5.

[8] Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des armen Mannes im Toggenburg, dargestellt und eingeleitet von Samuel Voellmy, 3 Bände (1945).

[9] E. Gagliardi, Geschichte der Schweiz, Bd. II (1937), S. 836, 848.

[10] E. Gagliardi, a. a. O. S. 845.

[11] J. Dierauer, a. a. O. S. 15.

[12] J. Boesch, Johann Ludwig Ambühl, Rheintaler Almanach (1954) S. 45 ff. Vergl. auch Ambühls Drama ‹Der Schweizerbund› bei Orell, Geßner, Füßli & Co. 1779.

[13] L. Broder, Der Löwenhof in Rheineck, Rheintaler Almanach, 1951, S. 33 ff.

[14] J. Boesch, Das Stammbuch von Jacob Laurenz Custer, Rheintaler Almanach 1951, S. 45 ff.

[15] Das Rheintal, Geschichte des Rheintals unter der Reichsvogtei und als Vogtei der VIII alten Orte nach J. L. Ambühl. Jacob Laurenz Custer und G. L. Hartmann, zusammengestellt und bearbeitet von J. Drittenbaß (1942).

[16] E. Götzinger, Statthalter Bernold von Walenstadt, Nj. Bl. (1890).

[17] Georg Thürer, Müller-Friedbergs Weg zum Kanton St. Gallen, Rorschacher Nj. Bl. 1953, S. 5 ff.

[18] Lexikon der Pädagogik in drei Bänden, Stichwort: Normalschulen.

[19] J. Seitz, Die Aufklärung als Wegbereiterin der neuen Zeit im Linthgebiet (1938).

Illustration einer Werbebroschüre
in Vierfarben-Offsetdruck der graphischen Anstalt
E. Löpfe-Benz AG., Rorschach